

# Wagneriana [Schluss]

Autor(en): **Kronenberg, Ignaz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572138>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frauen? Für die höhere Bewertung ihrer Mitschweftern eintreten! Und dabei drückten sie selbst wieder mit maßloser Ueberhebung auf den größten Teil der Frauen, verfielen sie in den Fehler der Männer, das Geistige zu sehr zu überschätzen!

War das, was Frau Volker und mit ihr Hundert-

tausende ihr Leben lang getan hatten, keine Arbeit, die ihres Lohnes wert war? Brauchte ein solches Dasein nicht ebenfalls eine stetige Schaffensfreude, eine ernste Hingabe, treue Pflichterfüllung und viel, viel Selbstaufopferung? Umomehr, als der äußere Erfolg, die sofortige Anerkennung hier ja fehlten!

(Fortsetzung folgt).

## Wagneriana.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Wagners Buddhismus. Tristan und Isolde. Wagner im Hotel Schweizerhof zu Luzern.

(Schluß).

Wir haben uns etwas länger bei Tristan und Isolde aufgehalten, weil Luzern ein gewisses Anrecht hat darauf. Im Hotel Schweizerhof ist der letzte Akt geschrieben worden, und Luzern hat immer eine große Anziehungskraft ausgeübt auf den Meister. Hat er doch in der Zeit seines größten Glückes, im Sonnenschein königlicher Gunst wandelnd, sein Luzern nicht missen mögen und sich in der Villa Tribtschen ein ihm auslegendes Künstlerheim eingerichtet. Und da der Schreiber dieser Zeilen ein Luzerner ist, so wird man ihm sein besonderes Interesse für Tristan und Isolde nachsehen, obwohl man andererseits nicht verschweigen darf, daß Wagner gerade damals, als er an dieser Oper arbeitete, vom Luzerner Publikum keine hohe Meinung hatte. Er macht sich über dieses lustig, daß es mit wahren Fanatismus seinen Schlafrock täglich bewundere. Auch der Hotelier kriegt dann und wann eins weg, besonders als Wagner andern Gästen zuliebe sein hübsches Appartement, an der Sonne gelegen, aufgeben mußte, gegen welchen Verdruß er sich nur mit der unverdroffenen Arbeit an der der Vollendung entgegengehenden Oper wappnen konnte. Ja, in einer Art Galgenhumor sang er seiner Zimmerjungfer, dem Breneli (Berena Weidmann, die später in Wagners Dienst trat), nach einer Volksmelodie die Verse vor:

„Im Schweizerhof zu Luzern,  
von Heim und Haus weit und fern —  
da starben Tristan und Isolde,  
so traurig er und sie so holde:  
sie starben frei, sie starben gern,  
im Schweizerhof zu Luzern —  
gehalten von Herrn  
Oberst Seegeffern . . .“

Hätte Breneli Lateinisch gekonnt, so würde sie wohl gedacht oder gesagt haben: Quandoque dormitat et bonus Homerus! Auch dem guten Homer gelang nicht alles!

In den Parterreräumen des Schweizerhofes befand sich damals ein renommirtes Damenkleidergeschäft. Als sich nun Wagner an den dritten Akt von Tristan und Isolde machte, da erschien er, wie mir Augenzeugen erzählten, in diesem Magazin und bestellte sich samtene, mit Seide gefütterte Kniehosen und einen eben solchen Faustmantel. Als ihn die Inhaberin des Geschäftes aufmerksam machte darauf, daß man hier sonst nur Aufträge für Damen entgegennehme, antwortete Wagner galant: „Nur zarte Damenhände können schaffen, was mir paßt!“ In diesem Kostüm, in welchem ihn wohl die Luzerner von der Straße her am Fenster erblickten, konnte man ihn später, als er in der Tribtschen wohnte, auch im Freien, ja selbst auf Bäumen sehen.

Er vermied es sonst, unter der Bewohnerschaft Luzerns gesellschaftlichen Anschluß zu erhalten oder sich suchen zu lassen; doch verschmähte er es nicht, in der Bierstube zum „Dubeli“ vorzusprechen und dort mit Leuten aus dem Volke zu plaudern. Auch die bairischen Familien Spee und Bassenheim, die damals zeitweise in Luzern wohnten, verkehrten mit ihm. Ein Brandfall, den Wagner zu beobachten Gelegenheit hatte, wobei ihm das mutige Arbeiten der Luzerner Feuerwehr besonders imponiert haben muß, veranlaßte ihn, dieser einen von ihm

komponierten Männerchor zu widmen. Er ist wohl wenig bekannt und vielleicht einzig abgedruckt in Gilardonis „Allgemeinem Feuerwehrkommersbuch“. Er ist nur neun Takte lang, enthält aber doch zweimaligen Tempowechsel und verleugnet in seiner markigen Kraft seinen Urheber nicht. Der „Wahlpruch“ heißt:

Treue sei unsre Zier,  
Liebe sei das Panier,  
Tatkraft unser Wort,  
Gott unser höchster Hort!

(8. November 1869).

Er genügte sich selbst. Er ging durch die Straßen wie einer, der in einer ganz andern Welt wohnt, ohne nach rechts und nach links zu blicken. Sobald aber einer seiner Freunde bei ihm war, dann schien er wie verwandelt zu sein. Oft besuchte er mit Bülow, dem berühmten Dirigenten und Klaviervirtuosen, das Delikateßengeschäft Widi. Dann hieß es: „Hans, was magst?“ Und mit seinem Kennerblick wußte Wagner das Beste herauszufinden; besonders liebte er gebratene Rebhühner. Wie Wagner Bülows für ihn sehr wertvolle Freundschaft lobnte, trat klar zutage am 25. August 1870, als Wagner sich mit Bülows Gattin Cosima, einer Tochter Liszt's und der Gräfin d'Algoût, in der protestantischen Kirche zu Luzern trauen ließ, nachdem sie ihm schon am 6. Juni 1869 (!) den ersten Sohn, Siegfried, geschenkt hatte. Sie lebt noch, und darum wollen wir nicht weiter von dieser etwas fadensteinhenden Geschichte reden, so wenig, als wir Nachforschungen anstellen wollen über die Begründetheit jener Fama, die zwei Knaben aus der Neustadt in nahe verwandtschaftliche Beziehung zu Richard Wagner bringen wollte . . .

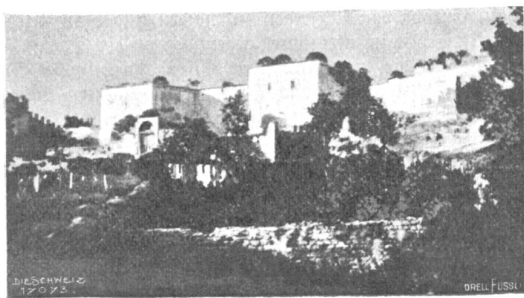
Von seinem Luzerner Aufenthalt im Schweizerhof vernehmen wir auch noch, daß die Melodie des Hirten im dritten Akt, wo sie das Nahen des Schiffes verkündet, Hirtenbuben aus der Umgebung Luzerns abgeläuscht wurde. Ich habe sie in der Tat auch gehört von Gassenjungen in Beckenried.

Eine andere Luzerner Episode, die uns Wagner selbst erzählt, ist die Beschreibung der Fronleichnamsprozession. Hier lernen wir nun freilich an Wagner eine Eigenschaft kennen, in der wir, wie in seinem Buddhismus und seinen Geirungen, nicht mit ihm einig gehen können. Schon in den Briefen aus Venedig an Mathilde Wesendonk kommt eine Stelle vor, die uns eine der dunkelsten Seiten seines sonst groß angelegten Wesens enthüllt, nämlich seinen fanatischen Priesterhaß. In seiner Beschreibung der Fronleichnamsprozession nun nimmt dieser geradezu blasphemische Formen an, sodaß ich mich scheue, die Stelle hier wiederzugeben. Es ist das um so verwunderlicher, als Richard Wagner später in seinem Parzival so vieles von der Vierge des Altarsakramentes entlehnt, ja sogar den Parzival des Wolfram von Eschenbach in diesem Sinne korrigiert hat, indem er aus dessen Gräfe, der nur ein Edelstein war, die Schüssel mit dem Blute des Herrn machte. Mag es auch zu weit gegangen sein, wenn man mit dem Spanier Domenich Español den Parzival Wagners geradezu als eine Apologie des Katholizismus auffassen wollte, so stünde es uns doch nicht zu, ihn dafür zu tadeln, ein solches Buch verfaßt zu



Fritz Burger, Basel-Berlin

Hansli (1905).



Ex oriente lux. Abb. 1. Goldenes Tor bei Beikuta (Byzantinische Stadtmauer).

haben, um so weniger, als er sich darin als ein ausgezeichnete Kenner von Wagners Partituren ausweist und Schlaglichter auf diese wirft, die auch von den Vertretern einer andern Weltanschauung als wirklich aufklärend anerkannt werden. Auch dürfen wir uns das Recht, manches nach unserm Sinn auszulegen und aufzufassen, nicht nehmen lassen, da ja auf der andern Seite von diesem Recht möglichst weitgehender Gebrauch gemacht wird.

Wie aber ein Genie von der Bedeutung Wagners und ein so weicherziger Mensch, wie er war, der über den selbster-schuldeten Tod eines Papageien jahrelang Gewissensbisse fühlt, der weint, wenn ihm ein Hündchen draufgeht, und sich abquält über das Schicksal eines geplagten Kutschpferdes — wie ein solcher Mensch bei alledem so ungerecht und hart sein kann gegen eine ganze ehrenwerte Klasse von Menschen, als die doch

der Merus im ganzen anerkannt ist, wie er diese Leute, deren Umgang er ängstlich meidet, sie also aus eigener Erfahrung absolut nicht kennt, wie er diese ohne weiteres in globo zu Charlatanen und Betrügern stempeln kann, das ist mir durchaus unbegreiflich, das gehört zu jenen Rätseln des Lebens, nach deren Lösung wir hienieden umsonst suchen.

Große Geister lieben es, an ihrem eigenen Selbst die menschliche Schwachheit ins hellste und darum hier auch beleidigendste Licht zu setzen. Größer werden sie damit nicht, und auch an Wagners Leben könnte man einiges streichen, ohne damit dem Gesamtbild Schaden zuzufügen. Auch das Genie ist nur dort wahrhaft groß, wo es nicht irrt, und es ist eine sehr bedenkliche Konzeption, die manche dem Genie machen wollen, wenn sie sagen, man dürfe es auch in sittlicher Beziehung nicht mit dem Maßstab der Allgemeinheit messen. Es mag genügen, nach all dem, was wir hier über das Genie und über den Menschen Wagner gehört haben, ein Wort Schopenhauers, das Wagner selbst auf sich anwendet, in dieser Anwendung als richtig anzuerkennen. Es heißt:

„Es ist viel leichter, in dem Werke eines großen Geistes die Fehler und Irrtümer nachzuweisen, als von dem Werte desselben eine deutliche und vollständige Entwicklung zu geben. Denn die Fehler sind ein Einzelnes und Endliches, das sich daher vollkommen überblicken läßt; hingegen ist aber das der Stempel, welchen der Genius seinen Werken aufdrückt, daß diese ihre Trefflichkeit unergründlich und unerschöpflich ist...“

Ja! „Unergründlich und unerschöpflich!“ das sagt jeder, der Wagners monumentale Tonschöpfungen studiert. Und wer das tut, der versteht auch das Wort Marjops: Wagnerianer sein heißt vorwärtschauen!

## Ex oriente lux!

Nachdruck verboten.

Reiseerinnerungen von der Balkanhalbinsel.

Mit achtzehn Abbildungen, meist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

War das Reisen im Mittelalter schon an und für sich nur selten ein Vergnügen, so galt erst eine Reise nach dem Morgenlande als ein Wagnis, das man nicht so leicht hin auf sich nahm. Wer sich im hiedern Abendlande gegen Gesetz und Recht vergangen hatte, sodaß sein Leben verwirrt war, dem gestattete man manchmal aus besonderer Gnade, statt auf dem Schafott zu verbluten, im Wüstenland zu verborren. Wie viele von denen, die zur Lösung einer schweren Schuld den Weg nach dem heiligen Grabe einschlagen mußten, sind nicht mehr zurückgekehrt und wie mancher deutscher Rittersmann, den ein frommer Wahn oder das Reisefieber — eine uralte germanische Krankheit — der aufgehenden Sonne entgegentrieb, hat dort auf immer den „Trunk sich abgetan“! Kein Wunder, daß zeitweilig — wenn nicht just der liebe Gott oder sein Stellvertreter einen Kreuzzug organisierten — ein Gebot erging, das Reisen nach dem Morgenlande geradezu untersagte oder doch wenigstens verlangte, daß sich der Reiselustige erst die Erlaubnis des Papstes und seiner Ehefrau erwirke. Ohne dies stand ihm der Paß nicht offen.

Und heute! Gibt es wohl einen größern Gegensatz zwischen einst und jetzt? Heute besteigt man irgendwo im Herzen des zivilisiertesten Europa den eleganten Salonwagen und nimmt ihn, wie eine Schnecke ihr Haus, mit sich nach Saloniki oder Konstantinopel, d. h. genauer: man wird von einem Haus mitgenommen, in dem man alles findet, dessen der Mensch bedarf, einen gedeckten Tisch und ein Bett, das mit dem besten Gewissen konkurrieren kann. Nicht weniger als der Leib findet auch der Geist Nahrung und Erquickung. Was bietet sich ihm nicht alles dar! All die erinnerungsreichen Orte, die seit den Jugendjahren unsere Phantasie belebten, treten vor uns hin, und das innere Auge sieht sie von den Helden und Völkern belebt, die einst auch für das Abendland so bedeutungsvoll waren. Es sieht in der ungarischen Puszta nicht nur Herden von Schafen

und Schweinen, nicht nur die dort nicht seltene Fata Morgana, sondern auch unser Gedächtnis zaubert manch lebens-



Ex oriente lux. Abb. 2. Im Flußtal des Starajut (Linie Debaghatich-Saloniki).